

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 261 (1988)

Artikel: Der Dichter und die Magd
Autor: Jemelin, Erika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ERIKA JEMELIN

Der Dichter und die Magd

Zeichnung von Peter Wüthrich

Er stand neben dem Fliederbusch am Zaun und wollte wissen, welcher Weg der kürzere sei ins nächste Dorf. Jener durch den Wald oder der andere, der den Kornfeldern entlangführe.

Lena war damit beschäftigt, Salatköpfe zu versetzen. Mit erdverkrusteten Fingern strich sie das helle Haarbüschel aus der Stirn und gab unwillkürlich des Fremden Lächeln zurück. Nun, meinte sie, und richtete sich aus der gebückten Stellung auf, da sei kein grosser Unterschied. Im Walde sei es um diese Zeit schön kühl, der Weg durch die Felder sicher abwechslungsreicher.

Wie sie da im klaren Morgenlicht zwischen den Beeten stand, erschien sie ihm zugehörig der herben Lieblichkeit dieses Frühsommertags. Zögernd nahm er das Fahrrad vom Zaun. Gut denn, er fahre dem Korn entlang und sei vor dem Abenddämmer zurück, sagte er, und es wäre schön, sie dann nochmals anzutreffen.

Der Bauernhof lag in eine Mulde geduckt, aber das hellrote Ziegeldach leuchtete weit ins Land hinaus und war wie eine Fahne der Zuversicht vor dunklem Waldessaum. Lena schien es, als sei dies nun ein besonderer Tag. Nichts hatte sich verändert im Gleichmass des Arbeitsganges, aber des Fremden bewundernder Blick verliess sie nicht. Gegen den Abend hin hatte sie mit einemmal allerlei draussen zu tun. Beim Bienenhaus oder hinter dem Speicher hinten, von wo man den Waldweg überblicken konnte, und schliesslich noch im Hühnerhof. Und mehr als einmal ertappte sie

sich dabei, wie sie im verborgenen nach dem Fremden Ausschau hielt. Auch als sie neben der Bäuerin, die eine Base ihrer längst verstorbenen Mutter war, nach Feierabend auf dem Hausbänklein sass, war eine bisher nie gekannte Unruhe über ihr.

Eine Woche später erst, am folgenden Samstagmorgen, war der Mann mit dem Fahrrad plötzlich wieder da und lachte zu ihr hinüber, die am Brunnentroge einen Eimer spülte. So, als sei sein Kommen die selbstverständlichste Sache der Welt. Ob sie ihn ein Stück weit begleite, dem Korn entlang, fragte er übermütig, und es sah ganz so aus, als sei er ihrer Zustimmung gewiss. Sie nahm sich gar nicht erst Zeit, die Arbeitsschürze ins Haus zu tragen, so beglückt und voller Verwirrung war sie. Und als er ihr gestand, einzig ihretwegen sei er nochmals gekommen, und er habe die ganze Zeit hindurch an sie denken müssen, war es, als halte ihr bisher so wenig verwöhntes Herz dieser hereinbrechenden Freude nicht stand. Zum erstenmal in ihrem bescheidenen Dasein geschah es, dass einer sich ihretwegen bemühte und sie zum Mittelpunkt seiner Gedanken erhob. So neu war das für sie und so beglückend, dass es sie dünkte, fürderhin hätten Zweifel und Einsamkeit ihre Macht verloren über sie.

«Ich bin ein Dichter, den bis heute noch keiner verstand», vertraute er ihr an, als sie auf dem schmalen Pfade neben ihm schritt, und dann legte er den Arm um sie und spürte den flatternden Herzschlag an ihrem Hals. Zwischen frisch erblühtem Mohn und Kornblu-

menblau küsste er sie und sagte ihr, dass sie schön sei, wie dieses sommerliche Land, und dass er, von Liebe beflügelt, fortan sie allein als Muse anerkennen wolle für sein Werk.

Von da an ging Lena wie im Traume umher. Sie erledigte die täglichen Verrichtungen auf dem Hofe so zuverlässig und flink, wie sie es immer getan, aber hätte jemand sich die Mühe genommen, ihren Blick zu enträtseln, er hätte in ihren Augen eine bisher nie geschaute, zärtliche Tiefe erkannt. Einen Glanz, der ihr ganzes Wesen durchstrahlte und ihm eine Helle verlieh, wie sie manchmal den Blüten eigen ist, bevor sie in die Reife übergehen. Abends erst, in ihrer winzigen Kammer unter dem Dach, zog sie das zerlesene Büchlein hervor, das Florian ihr beim letzten Stelldichein zugesteckt hatte.

«Lies diese Verse, wenn Du allein bist, jede Zeile spiegelt mein Empfinden für Dich», hatte er gesagt. Es waren lauter Gesänge der Liebe, frühlingshafter Jubel eines Herzens, das zum erstenmal das ergänzende Du erkannt. Lena las sie, vor Glück errötend, während draussen in der alten Linde eine späte Amsel sang. Während der Duft von Gras und spriessender Erde durch das kleine Fenster kam und dämmerndes Licht dahinsank in samtene Nacht. Stets trug sie dieses Büchlein nun verborgen bei sich. Sie hatte nicht gewagt, Florian zu fragen, weshalb nicht sein richtiger Name unter den Versen stand. Er allein musste wissen, warum er es vorzog, sich hinter einem geborgten Namen zu verstecken.

Er kam nun jeden Samstag, weil sonntags, wie er sagte, die Landschaft überflutet sei von spazierendem Volk. Um sich Kraft zu holen und Antrieb für sein schöpferisches Tun. Strassen und Häuser und aufreibendes Gehaste Tag und Nacht, und der Himmel so fern. Das sei keine glückliche Voraussetzung für ein dichterisches Werk. Sommers Farben vor weitem Horizont, ein Wind, der spielend in die reifenden Halme griff, dies sei es, was seinen Geist beflügele, und vor allem natürlich ihrer Liebe allgewaltiges Licht. Sie achteten jetzt darauf, sich an Orten zu treffen, wo sie nicht gesehen werden konnten. Im entferntesten

Wiesengrund etwa, wo ein kieselsteinfarbenes Wasserlein floss und die Grasmücke sang. Oder im lichten Gehölz am Fusse eines Hügelkamms. Es wurde für Lena immer schwieriger, Ausreden zu erfinden, die ihr Fortgehen an einem arbeitsreichen Tag rechtfertigen sollten. Niemals jedoch war es ihr richtig wohl dabei, aber Florian verstand es, ihre sich immer wieder meldenden Gewissensbisse zu zerstreuen. Die Liebe sei eine Pflanze, zu zart, als dass sie sich unter der Neugier Blick entfalten könne, meinte er. Und Wurzeln zu fassen vermöge sie nur in tiefster Verschwiegenheit.

Und Lena, die scheue, die seit sie sich erinnern konnte, Magddienste getan und von niemandem geliebt worden war, ergab sich ganz und vorbehaltlos diesem sommerlichen Glück. Oft erschien Florian noch während der Woche, bei Einbruch der Dunkelheit, und liess seinen leisen, wohlbekannten Pfiff vom Waldrand her ertönen. Längst hatte Lena, über eine schmale Stiege kletternd, einen Ausgang durch die Scheune entdeckt, wo sie sicher war, nicht gesehen zu werden. Dann warf sie sich mit glühenden Wangen in Florians Arme, stolz, gerade von ihm so heiss begehrt zu werden und sich verschenken zu dürfen an ihn. Freudig wäre sie mit ihm gegangen, ins Ungewisse hinein, wann immer er es nur verlangt hätte von ihr.

Das Korn war geschnitten und die Schwalben rüsteten zu einem frühen Aufbruch, als der grosse Regen kam. Grau lag die Welt, von allem Glanz verlassen, ein wolkiger Nebelstreif verbarg den Wald. An diesem Samstag kam Florian nicht. Lena tröstete sich mit ihrem Büchlein, das sie schon lange auswendig kannte, und wenn der Briefträger sich dem Hofe näherte, hegte sie die geheime Hoffnung, er bringe vielleicht eine Botschaft für sie. Den ersten Brief ihres Lebens, aber eine einzige Zeile von Florian hätte sie von bangen Zweifeln erlöst. Auch als das Wetter wieder besser wurde und ein leichter Nebel über den Feldern den nahenden Herbst verriet, kehrte Florian nicht zurück. Abend für Abend lauschte Lena mit klopfendem Herzen in die Dunkelheit, sie schlich sich zum Walde, und ihr war, als müss-

ten sich gleich vertraute Arme um sie schlingen, bärtiger Wange Liebkosung an ihrem Gesicht. Sie fand keinen Schlaf mehr, aus Angst, Florian warte irgendwo vergeblich auf sie, und manchmal, in der Morgenfrühe, wenn das Tagwerk begann, waren ihre einst so strahlenden Augen matt von Tränen, die ein verzweifelter Herz geweint.

Der Bäuerin entging das veränderte Wesen Lenas nicht. Sie solle am kommenden Sonntag mit dem Jungvolk zum Fest ins entfernte Dorf, meinte sie. Das bringe etwas Abwechslung nach vergangener Wochen Arbeitslast. Zudem seien sie sicher ganz froh über ein wenig Hilfe, die Tochter und der jüngere Sohn gingen auch. Einzig Thomas, der ältere, blieb auf dem Hof, um eine Examenarbeit vorzubereiten. Thomas besuchte die landwirtschaftliche Schule und verbrachte das Wochenende meistens daheim.

Zögernd schloss sich Lena den beiden an, aber zu freuen vermochte sie sich nicht. Mehr als einen Monat hatte sie nichts von Florian vernommen, sie wusste nicht einmal, wie er sich sein Brot verdiente, und hatte keine Ahnung, wo er in der Stadt zu finden war. Wer konnte wissen, ob er nicht krank war oder gar schon tot. An manchem Abend hatte das Käuzchen vom Walde her so seltsam eindringlich gerufen, in Tönen, die ihre Kammer mit wehmutsvoller Trauer erfüllten und mit Furcht. Tanzen wollte sie nicht, dazu war ihr Herz zu schwer. So stellte sie sich denn hinter einen der Stände, wo Tombola-Gewinne lokkend aufgebaut waren, und bot ihre Hilfe an.

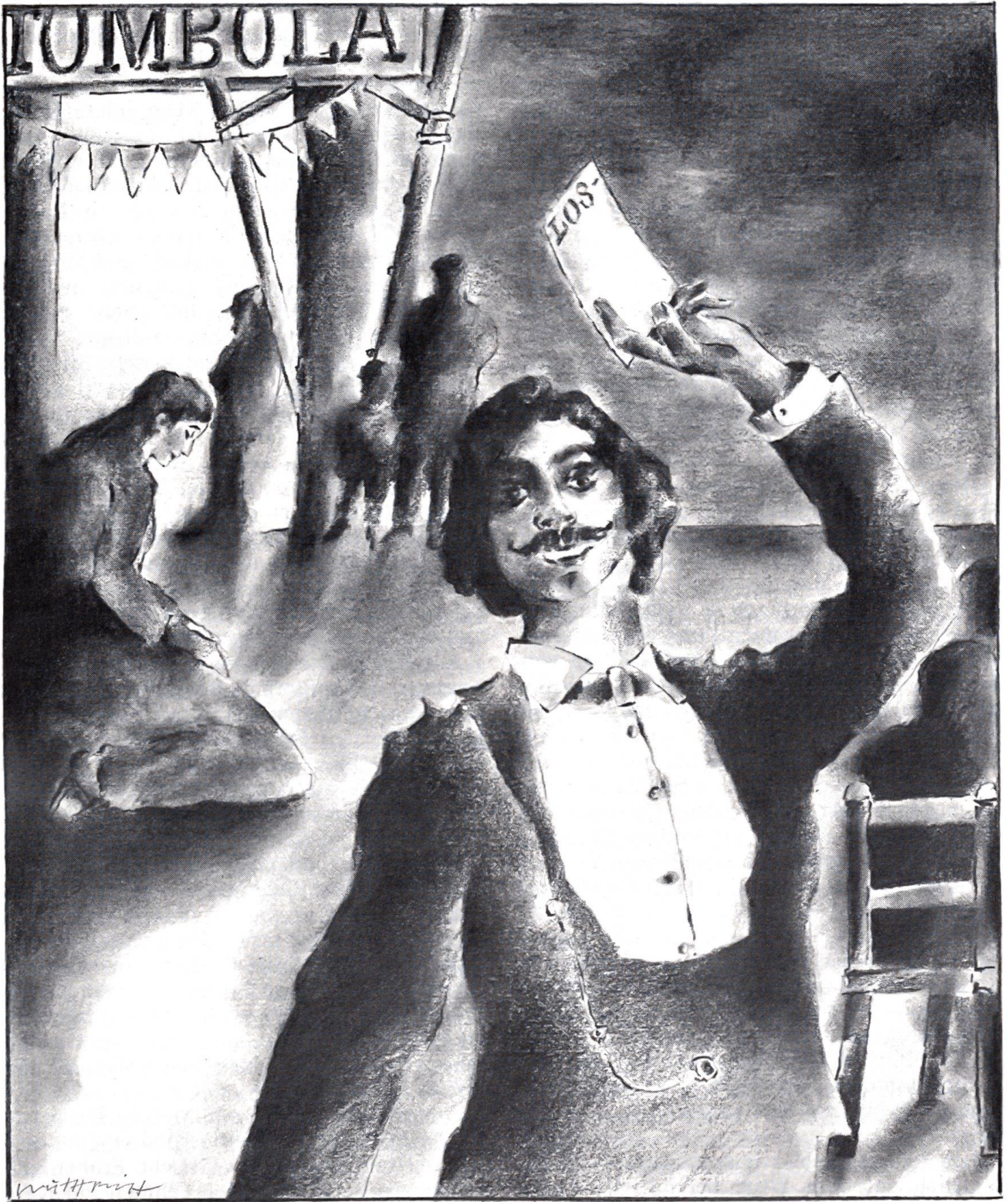
Da, mit einemmal sah sie Florian. Er hielt ein Los, das anscheinend zu den Gewinnern gehörte, lachend in die Höhe, umwogt von lärmender Festlichkeit. Neben ihm am Tische, vor einem Imbiss, sassen eine junge, städtisch gekleidete Frau und zwei Kinder, sonntäglich herausgeputzt. Sie strahlten übers ganze Gesicht, als Florian den gewonnenen Blumenstock mit ritterlicher Gebärde vor sie hinstellte. Und dann gab die Frau ihm vor all den Leuten einen Kuss, und er legte den Arm um sie.

Lena wusste nicht, wie es kam, dass sie sich plötzlich auf dem Wege befand, der heim-

führte zum Hof. Sie war ausserstande, etwas anderes zu fühlen als diese grauenvolle Leere, die nach jedem ihrer Gedanken griff und ihn unverzüglich auszulöschen verstand. Die sich ausbreitete, gleich einem Meer, ohne Ende, sich ausbreitete... Sie erwachte am Wegrand, kurz bevor die Sonne unterging. Ihre Füße waren schwer, als trügen sie unsichtbare Fesseln. Aber die Leere war nun bis zum Rande erfüllt mit verzweifelter Bitternis. Während sie ahnungslos an die Einmaligkeit einer himmelstürmenden Empfindung geglaubt, an Gesänge der Liebe in duftender Sommernacht, war es für Florian, den Ehemann und Vater, nicht mehr gewesen als ein kurzes Erlebnis, abseits der Tugend Pfad. Mit tausend Listen war sie bereit gewesen, sich diese samstäglichen Stunden zu erkämpfen, damit Florian frei war am Sonntag und seinen ehelichen Pflichten nachkommen konnte. Und dann war er des Spielens einfach müde geworden. Wie der Wind, der das erst noch tanzende Blatt, das er vom Baume gerissen, verlässt und von dannen geht. Hier lag sie nun, eine vergessene Ähre auf einsamem Feld, den Stürmen preisgegeben und der Verderbnis langer Winternacht.

Auf dem Hofe angekommen, stieg sie in ihre Kammer, nahm Florians Büchlein an sich und ging, ohne zu ahnen, wohin ihre Füße sie tragen würden, ins Freie zurück. Gross und still und dunkelblau lag der Abend über dem Land, der Geruch warmer Tierleiber kam aus dem Stall. Erst als die Schwärze des Waldes sich über ihr schloss, kam ihr der entlegene Weiher in den Sinn. Grün und rätselhaft lag er in einer Brombeerlichtung, und keiner mochte wissen, wie tief er war. Sie spürte nur eines: dass sie diese Verse loswerden musste, und mit ihnen einen Teil dieser fürchterlichen Erniedrigung. Niemals noch in ihrem jungen Leben hatte sie sich derart erschöpft und ausgestossen gefühlt. Ihr schien, als sei sie, eine Gestorbene, versunken in einen bösen Traum, aus dem es keine Erlösung gab.

Thomas war gerade mit Melken fertig geworden, als er sie vorüberhuschen sah, mit diesem weissen, erloschenen Gesicht. Früher hatten sie zusammen das Vieh gehütet und Kar-



toffeln gebraten auf dem Feld. Und immer schon, ohne ein Wort darüber zu verlieren, hatte er ihr die grösste Arbeit abzunehmen gewusst. Für ihn gehörte sie zum Hof, wie die alte Linde, der Brunnen und die schnaubenden Tiere im Stall. In der letzten Zeit bloss hatte er sich dabei ertappt, dass er sich ihretwegen auf den Sonntagsbesuch zu freuen begann. Einmal war er in ihrer Kammer gewesen, weil dort im Schrank seine Militärkleider aufbewahrt wurden. Er hatte das zerlesene Büchlein gesehen und verwundert geblättert darin. Wo nur mochte sie es aufgestöbert haben; der Dichter, von dem die Verse stammten, hatte im letzten Jahrhundert gelebt. So hatte er es einmal in der Schule gelernt.

Nun ging er hinter ihr her durch den finsternen Wald und war glücklich wie noch nie. Hatte er nicht schon immer den scheuen Wunsch gehabt, sie beschützen zu dürfen, und gerade jetzt, in dieser seltsam unheimlichen Stunde, schlug diese kaum erkannte Zuneigung die Augen auf. Er hatte sich nun an die Dunkelheit gewöhnt; keinen Moment verlor er die helle Gestalt aus dem Blick und stand nun dicht hinter ihr, als sie anhielt vor dem dunklen, stillen Teich. Er vernahm das kurze und heftige Aufspritzen des Wassers, als sie das Büchlein von sich warf. Es hörte sich an, als habe ein Vogel träumend darüber gestreift. Da trat er neben sie.

«Komm», sagte er, und umschloss ihre kalte, niederhängende Hand, sie so daran hindernd, näher ans Wasser zu gehen, «komm mit mir nach Hause, du bist müde vom langen Tag!» Er sprach zu ihr, wie man zu Kindern redet, die sich fürchten in der Nacht. Dann gingen sie schweigend nebeneinander her, und als sie aus dem Walde traten, reihte sich über ihnen Stern an Stern.

«Wir werden einen guten Tag bekommen», sagte er noch, als fiel ihm gerade nichts anderes ein, aber es klang wie ein Versprechen froher Zuversicht. Als Lena die ausgetretenen Stufen zu ihrer Kammer emporstieg, stand er und schaute ihr nach. Lächelnd, in glücklicher Verwunderung, wie einer, der eben erst das eigene Herz entdeckt.

EMANUEL RIGGENBACH

Atlantis – das Land, das im Meer versank

Es ist schon viel über den sagenhaften Inselkontinent Atlantis gerätselt worden, von dem in Platons Schriften «Timaios» und «Kritias» die Rede ist. Diese historische Nachricht stützt sich auf Solon und die Jahrbücher ägyptischer Priester. Danach hat der verschwundene Kontinent einen guten Teil des jetzigen Atlantischen Ozeans eingenommen und sich nicht weit von der Meerenge von Gibraltar grossflächig nach Westen erstreckt. Nach überlieferter Meinung bilden die Kanarischen Inseln mit Madeira und den Azoren die noch bestehenden Überreste des einstigen Atlantis-Reichs. Seine Bewohner sollen, von Königen regiert, auch weite Teile Westeuropas beherrscht haben, jedoch bei tieferem Eindringen in den Mittelmeerraum von den Bewohnern Griechenlands besiegt worden sein.

Über den Untergang des Landes bestehen verschiedene Annahmen. Nach der einen soll es innert einem Tag und einer Nacht im Meer versunken sein. Nach einer anderen teilte sich zuerst die Landmasse, und das Absinken folgte erst später. Diese letztere Vermutung dürfte zutreffender sein, denn es sollen nach dem Ausbruch der Katastrophe die weisen und bestinformierten Atlantier nach Ägypten geflüchtet sein und das Wissen ihres hochzivilisierten Landes dorthin mitgebracht haben. Wann das war, darüber streiten sich die Forscher. Ob es 9000 oder 15000 Jahre v. Chr. war, wie es widerstreitend vermutet wird, kann vielleicht einmal später genauer ermittelt werden, wenn noch mehr Ergebnisse der Nachforschung nach der einstigen Existenz dieses Landes vorliegen. Als Epizentrum der Beben, die Atlantis schliesslich vernichteten, wird Cayce bei den Bahamas vermutet.

Der wohl konkreteste Anhaltspunkt für das Absinken von Landmassen in der Vergangenheit im Inselgebiet des Atlantischen Ozeans